

KRISTAN HIGGINS

Das
Leben
ist kein
Flickenteppich

Roman



New York Times
Bestseller Autorin

Zum Buch

„Ich wollte dieses Wochenende mit ihr Schluss machen.“ Das sind die Worte ihres Verlobten, die Nora hört, als sie aus der Narkose erwacht. Enttäuscht beendet sie die Beziehung und zieht sich zurück nach Scupper Island, der Inselidylle ihrer Kindheit. Dort trifft sie auf Sullivan, einen ehemaligen Schulkameraden, der jetzt glücklicher Bootsbauer ist. Seine sanften braunen Augen lassen Noras Herz höherschlagen. Bei ihm fühlt sie sich sicher und selbstbewusst. Doch Nora trägt eine Mitschuld an dem Unfall, bei dem Sullivan damals schwer verletzt wurde. Kann sie es wagen, sich in ihn zu verlieben?

»Higgins' Fans werden sich zweifellos sehr über diesen bewegenden Roman über Neuanfänge und Vergangenheitsbewältigung freuen.«

Publishers Weekly

Zur Autorin

Die Romane der New-York-Times-Bestsellerautorin werden in mehr als zwanzig Sprachen übersetzt und sind mehrfach ausgezeichnet worden. Kristan Higgins lebt mit ihrem Ehemann, einem heldenhaften Feuerwehrmann, zwei ungewöhnlich liebevollen Kindern, einem neurotischen Rettungshund und einer manchmal freundlichen Katze in Connecticut.

Lieferbare Titel

Fast perfekt ist gut genug

Lieber heiß geküsst als kaltgestellt

Kristan Higgins

Das Leben ist kein
Flickenteppich

Roman

Aus dem Amerikanischen von
Ivonne Senn



MIRA® TASCHENBUCH

Copyright © 2018 für die deutsche Ausgabe by MIRA Taschenbuch
in der HarperCollins Germany GmbH, Hamburg

Copyright © 2017 by Kristan Higgins
Originaltitel: »Now That You Mention It«
erschienen bei: HQN Books, Toronto

Published by arrangement with
HARLEQUIN ENTERPRISES II B.V. / SARL

Covergestaltung: bürosüd, München
Coverabbildung: www.buerosued.de
Lektorat: Anne Schünemann
E-Book-Produktion: [GGP Media GmbH](#), Pößneck

ISBN E-Book 9783955768133

www.harpercollins.de

Werden Sie Fan von MIRA Taschenbuch auf [Facebook](#)!

*Dieses Buch widme ich Dr. Stacia Bjarnason –
du bist der Inbegriff von Güte,
unvorstellbar klug, mutig, lustig
und noch dazu eine Hundeliebhaberin.
Es ist mir eine Ehre, mit dir befreundet zu sein.*

1. Kapitel

Mein erster Gedanke, nachdem ich gestorben war, lautete:
Wie wird mein Hund damit zurechtkommen?

Der zweite Gedanke: *Ich hoffe, wir können das mit dem offenen Sarg immer noch machen.*

Der dritte Gedanke: *Ich habe für meine eigene Beerdigung nichts zum Anziehen.*

Der vierte: *Ich werde Daniel Radcliffe nicht mehr kennenlernen.*

Der fünfte: *Hat Bobby wirklich gerade mit mir Schluss gemacht?*

Lasst mich eine Stunde zurückspulen.

Es war eine ruhige Nacht im Boston City Hospital – also, ruhig für mich. So wie üblich. Es war zwar eines der größten und geschäftigsten Krankenhäuser von ganz New England, ich aber arbeitete hier als Gastroenterologin. Was bedeutete, die meisten meiner Patienten bekamen ihre Diagnose tagsüber im Sprechzimmer, bevor die Lage zu kritisch wurde – ich meine, jeder dreht schließlich durch, wenn er nicht ordentlich auf Toilette gehen kann. Abgesehen von den seltenen Notfällen wie Blutungen oder geplatzten Gallenblasen ist es ein ziemlich ruhiges Arbeitsgebiet.

Und eines mit einer geringen Sterblichkeitsrate.

Ich hatte gerade nach den vier Patienten gesehen, die meine Praxis hierher überwiesen hatte – zwei ältere Damen, die wegen eines Einlaufs von ihren Pflegeheimen zu uns geschickt worden waren. Einer der beiden Fälle hatte sich als kleine Verstopfung herausgestellt, die sich gut mit einer kurzfristigen Umstellung auf flüssige Nahrung lösen ließ. Die

andere Patientin litt unter einer Colitis ulcerosa, einer entzündlichen Erkrankung des Dickdarms, die mein Kollege morgen operieren würde.

»Keine Ballaststoffe mehr, Mrs. DeStefano, okay? Etwas weniger Pasta und dafür mehr Salat und Gemüse«, hatte ich zu meiner Patientin gesagt.

»Liebes, ich bin Italienerin. Ich würde lieber sterben, als mich bei der Pasta zurückzuhalten.«

»Nun, dann essen Sie mehr Gemüse und ein *kleines bisschen* weniger Nudeln.« Die Frau war immerhin sechszehn. »Sie wollen doch nicht öfter hier landen, oder? So lustig sind Krankenhäuser auch nicht.«

»Sind Sie verheiratet?«, fragte sie.

»Noch nicht.« Mein Gesicht fühlte sich seltsam an, wie immer, wenn ich ein falsches Lächeln aufsetzte. »Aber ich habe einen sehr netten Freund.«

»Ist er Italiener?«

»Er hat irische Wurzeln.«

»Tja, man kann nicht immer Glück haben«, sagte sie. »Kommen Sie mich mal besuchen. Sie sind zu dünn. Ich werde Ihnen eine *Pasta Fagioli* machen, die Sie zum Weinen bringt, so gut ist sie.«

»Klingt himmlisch.« Ich wies Mrs. DeStefano nicht darauf hin, dass sie nicht länger im eigenen Haus wohnte. Und egal, wie süß diese kleine alte Lady auch sein mochte, ich besuchte keine Fremden, nicht einmal Fremde, die mich für dünn hielten – Gott möge sie segnen. »Versuchen Sie, ein wenig zu schlafen«, sagte ich. »Ich werde morgen wieder nach Ihnen sehen, in Ordnung?«

Meine Absätze klapperten auf dem glänzenden Fliesenboden, als ich das Zimmer verließ ... Für die Arbeit zog ich mich immer sehr sorgfältig an, was vermutlich daran lag, dass ich meine Liebe zur Mode später als die meisten entdeckt hatte. Ich richtete meinen weißen Arztkittel – den

zu tragen ich immer noch unglaublich aufregend fand. Auf der Brusttasche war mein Name eingestickt: *Dr. Nora Stuart, Abteilung für Gastroenterologie.*

Ich könnte ein wenig am Computer arbeiten. Die Schwestern auf der Station würden mich dafür lieben. Meine Visite war durch, und ich musste Zeit totschiessen und hoffen, dass Bobby am Ende seiner Schicht endlich einmal auch wirklich fertig wäre. Er arbeitete in der Notaufnahme, sodass dies nur selten der Fall war.

Aber ich wollte nicht allein nach Hause gehen, selbst wenn dort Boomer, unser riesiger Berner Sennenhund, auf mich wartete. Boomer, der Lichtstrahl in meinem immer grauer werdenden Leben.

Nein. Mein Leben war toll. Super sogar. Besser, sich jetzt nicht der Nabelschau zu widmen. Vielleicht würde ich Roseline anrufen, meine beste Freundin hier in Boston. Sie war Geburtshelferin. Oh, vielleicht hatte sie sogar Notdienst, und ich könnte ihr helfen, ein Baby auf die Welt zu bringen. Ich schrieb ihr eine Nachricht und erhielt umgehend die Antwort, dass sie zum Dinner bei ihren Schwiegereltern war und ernsthaft über Mord nachdachte.

Zu schade. Roseline verstand das Grau in meinem Leben. Andererseits verließ ich mich vielleicht ein wenig zu sehr auf sie. Ich antwortete ihr mit Vorschlägen, wie sie die Leichen verschwinden lassen könnte, und steckte mein Handy in die Tasche zurück.

Langsam schlenderte ich zum Schwesternzimmer hinüber. Ah, wie bezaubernd. Del, einer meiner liebsten Pfleger, saß mit einem Lolli im Mund am Tisch und ging einen Stapel Papiere durch. »Hey Kumpel«, sagte ich.

»Dr. Nora! Wie läuft's?«

»Super! Wie geht es dir? Wie war das Date vor Kurzem?«

Er lehnte sich auf dem Stuhl zurück und grinste breit. »Sie ist die Eine«, sagte er selbstzufrieden. »Ich wusste es in der

Sekunde, in der sie mich angelächelt hat.«

»Wirklich?«

»Wirklich. Ich meine, sie hat hochgeschaut, und ich bin quasi vor ihr auf die Knie gegangen. Es war, als würden wir uns schon immer kennen. Als wären wir füreinander gemacht, verstehst du?«

»Klar!«, sagte ich etwas zu enthusiastisch. »Mit mir und Bobby war es genauso.«

Dels Lächeln fiel ein klein wenig in sich zusammen.

In dem Moment erklang eine Durchsage über das Lautsprechersystem. »Achtung, Achtung. Achtung, bitte. Dr. Stuart. Dr. Nora Stuart, bitte sofort in die Notaufnahme Raum elf.«

Ich sprang auf. »Oh! Das bin ich!« Ein Aufruf an mich, in die Notaufnahme zu kommen, war selten genug und deswegen immer noch aufregend. »Ich bin dann mal weg. Bye, Del!«

Ich rannte den Flur hinunter und fühlte mich ziemlich cool. Mit einer Hand hielt ich das Stethoskop fest, damit es nicht gegen meine Brust schlug, und ich fragte mich, worum es wohl ging. Ein Fremdkörper in der Speiseröhre (mit anderen Worten *Ersticken*)? Eine Blutung im unteren Gastrointestinalbereich? Das war immer aufregend. Üblicher für eine Notaufnahme in der Stadt wäre eine Ösophagusvarize aufgrund zu hohen Alkoholkonsums oder einer Hepatitis – dabei handelt es sich um kleine Blutgefäße in der Speiseröhre, die platzen und dafür sorgen können, dass der Patient verblutet.

Ich liebte es, in die Notaufnahme zu gehen. Die Gastroenterologie war genauso wichtig wie die Notfallmedizin, aber niemand schrieb eine Fernsehserie darüber. Die coolen Typen hingen in der Notaufnahme ab, und mein Freund war ihr König. Bobby sagte oft, dass es nur wenig gab, was das Team aus der Notaufnahme nicht flicken

konnte – aber wenn sie mich anpiepten, nun ... dann war *ich* jetzt die Königin.

Ich lief die Treppe zur Notaufnahme hinunter und zu der Schwester, die die Ersteinschätzung übernahm. Ellen schaute auf und sagte: »Zwölfjähriger mit Bauchschmerzen. Sieht krank aus. Raum elf.«

»Danke, Ellen!« Sie erwiderte mein Lächeln nicht. Bobby liebte sie, aber zu mir war sie so charmant wie die Dementoren in den »Harry Potter«-Büchern – immer auf der Suche danach, etwas Glück zu zerstören.

Entschlossen, aber nicht zu eilig, machte ich mich auf den Weg zum Untersuchungsraum elf. Heute Abend war es in der Notaufnahme ziemlich ruhig. Es gab die üblichen Verdächtigen: ein paar alte Leute, ein paar Kids, ein paar Drogenabhängige, einen Kerl mit einer blutigen Hand, der mir zulächelte, als ich an ihm vorbeiging.

Gastroenterologie ... Nun, irgendjemand musste sich darum kümmern, oder? Und mir gefiel es. Also meistens. Neunzig Prozent meiner Patienten ging es später besser. Was die Darmspiegelungen anbelangte ... ob man es glaubt oder nicht, sie hatten etwas Meditatives. Aber klar, sie waren nicht gerade das beste Thema für einen Small Talk auf einer Party. Ich konnte gar nicht zählen, wie oft die Leute zusammengezuckt waren, wenn ich ihnen von meiner Spezialisierung erzählte, aber wenn sie ein Magengeschwür bekämen, würden sie es sicher gut finden, mich zu kennen.

Jabrielle, eine der Neuzugänge in der Notaufnahme, stand vor dem Untersuchungszimmer. Sie schwärmte ein wenig zu sehr für Bobby, was sie demonstriert hatte, als sie ihm auf der letzten Party, die wir gemeinsam besucht hatten, sehr tief in die Augen geschaut hatte. Es war eine dieser *Wir-können-den-Blickkontakt-jetzt-nicht-unterbrechen-weil-diese-Unterhaltung-so-intensiv-ist*-Situationen gewesen. Jabrielle war außerdem irritierend hübsch.

»Sind Sie die Gastro-Spezialistin?«, fragte sie und schaffte es wieder einmal, mich nicht wiederzuerkennen.

»Ja«, sagte ich. »Ich bin Nora. Wir haben uns schon mal getroffen. Dreimal, um genau zu sein.« Sie schaute mich immer noch leer an. »Bobbys Freundin?«

»Oh. Richtig. Wie auch immer, ich vermute eine Appendizitis, aber seine Schmerzen liegen etwas weiter in der Mitte. Wir warten noch auf die Laborbefunde. Ich wollte ihn ins CT schieben, aber die Begleitperson wollte erst Ihre Meinung hören und sehen, ob wir das vielleicht vermeiden können.«

Der Patient sah sehr jung aus für seine zwölf Jahre. Seine Haut war aschfahl, sein Gesicht schmerzverzerrt. Wir wollten ihn nicht der Strahlung des Computertomografen aussetzen, wenn es nicht unbedingt nötig war. »Hey Kumpel«, sagte ich. »Wir werden uns gut um dich kümmern, okay?« Ich lächelte die Mutter an, während ich mir die Hände wusch. »Ich bin Dr. Stuart. Es tut mir leid, dass Ihr Sohn solche Schmerzen hat.« Ich sah mir die Aufnahmeakte an. Caden Lackley, kein Trauma, hatte bis heute normal gegessen, akute Unterleibsschmerzen, Fieber, Übelkeit und Erbrechen. »Durchfall oder weicher Stuhl, Caden?« Wie gesagt, nicht der beste Partytalk.

»Nein«, sagte er.

»Okay. Dann schauen wir uns das mal an.«

Ich tastete seinen Bauch ab, der sehr hart war – eines der Anzeichen für eine Blinddarmentzündung. Aber der Schmerz befand sich nicht an der dafür zu erwartenden Stelle; ehrlich gesagt war er gar nicht in der Nähe des sogenannten McBurney-Punktes in seinem unteren rechten Bauchbereich. »Das ist nicht sein Blinddarm«, sagte ich.

Jabrielle schürzte ihre perfekten Lippen. Sie war genervt, dass sie nicht recht gehabt hatte. Alle Ärzte in der

Notaufnahme waren so – sie hassten es, wenn wir Spezialisten nicht mit ihrer Einschätzung übereinstimmten.

Der Junge atmete mit einem Mal scharf ein, als ich die Stelle direkt unter seinen rechten Rippen abtastete. Auf der linken Seite hatte er keine Schmerzen. Ich rollte ihn auf die Seite und klopfte seinen Rücken nach Nierenproblemen ab, aber er zeigte keine Reaktion.

Für Gallensteine war er vermutlich noch zu jung. Vielleicht eine Pankreatitis, aber auch die war angesichts seines Alters unwahrscheinlich. Und ohne Durchfall konnte es sich nicht um Morbus Crohn handeln. »Wie lange tut dir der Bauch schon weh, Caden?«

»Seit Sonntag.«

Das war eine schön spezifische Antwort. Heute war Donnerstag, also fünf Tage mit Bauchschmerzen. »Hat es zwischendurch aufgehört und wieder angefangen?«

»Nein. Es war die ganze Zeit da.«

Ich überlegte eine Sekunde. »Hast du am Wochenende etwas anderes als sonst gegessen?«

»Wir sind auf einer Feier bei meiner Schwester gewesen«, schaltete die Mutter sich ein. »Da gab es viel zu essen, aber nichts, was er nicht schon vorher probiert hätte.«

»Irgendetwas mit kleinen Knochen oder Gräten? Fisch? Hühnchen?«

Sie sahen einander an. »Nein, nichts mit Knochen oder Gräten«, sagte sie.

»Was ist mit einem Zahnstocher?«, fragte ich weiter.

»Ja«, sagte er. »Die Jakobsmuscheln waren in Bacon eingewickelt.«

Bingo. »Hast du vielleicht einen Zahnstocher verschluckt?«, hakte ich nach.

»Ich glaube nicht«, erwiderte er.

»Er hat die Muscheln gegessen wie Popcorn«, sagte seine Mutter.

»Nun, die sind ja auch lecker.« Ich lächelte. »Manchmal verschluckt man etwas, ohne es zu bemerken, Caden. Ich werde jetzt eine Endoskopie durchführen. Du bekommst eine schön entspannende Medizin, und ich schiebe eine winzige Kamera in deinen Magen und schaue mich um. Vielleicht sehe ich ja einen Zahnstocher. Klingt das nach Spaß?«

Für mich tat es das.

Ich bat Jabrielle, ihm ein wenig Midazolam zur Entspannung zu geben, dann sprühte ich seinen Hals mit Lidocain aus, um ihn zu betäuben, damit Caden nicht anfangen würde zu würgen. Seine Mom saß neben ihm und hielt seine Hand.

»Das tut gar nicht weh«; sagte ich und machte mich an die Arbeit. Langsam ließ ich das Endoskop in seine Kehle gleiten und erklärte dabei die ganze Zeit ruhig, was ich tat. Auf einem Monitor konnte ich Cadens Speiseröhre und den Magen sehen. Gesundes Gewebe, das wunderschöne Netz aus Blutgefäßen, die gräulichen Wände des Magens, die vor Leben pulsierten.

Und da, im unteren Magenbereich, sah ich den Zahnstocher, der durch die Magensäure schwarz gefärbt war und aus der Wand von Cadens Zwölffingerdarm hervorschaute. Mit der Pinzette an der Spitze des Endoskops packte ich ihn und zog ihn langsam heraus. »Tada!«, sagte ich und hielt ihn so, dass mein Patient ihn sehen konnte. »Wir haben ihn, Caden. Morgen wirst du dich schon viel besser fühlen.«

»Gut gemacht«, murmelte Jabrielle.

»Danke«, sagte ich. »Ich werde ihm noch ein Antibiotikum mitgeben, aber er sollte bald wieder ganz auf dem Damm sein. Und zukünftig iss ein wenig vorsichtiger, mein Großer, okay? Der hier hätte ziemlichen Schaden anrichten können.

Wenn er in deine Leber gerutscht wäre, hätte das übel ausgehen können.«

»Ich danke Ihnen vielmals, Doktor«, sagte seine Mom. »Wir hatten ja keine Ahnung!«

»Es war mir ein Vergnügen«, erwiderte ich. »Er scheint mir ein toller Junge zu sein.«

Ich zog meine Handschuhe aus, schüttelte der Mutter die Hand, zerzauste Cadens Haare und ging hinaus, um das Rezept ausschreiben zu lassen.

Ich fühlte mich ein wenig heldenhaft.

Unbehandelt hätte der Zahnstocher eine Sepsis auslösen können. So etwas konnte tödlich enden. Auch wenn das nicht allzu oft passierte, konnte ich doch sagen, dass ich heute Abend ein Leben gerettet hatte.

In dem Moment wurden die Türen zur Notaufnahme aufgestoßen, und eine Gruppe Menschen stürmte mit einer Trage in ihrer Mitte durch den Flur. »Schüsse im Vorbeifahren in den Hals«, bellte jemand – Bobby, es war mein Schatz! »Enormer Blutverlust im Fahrzeug, Level-Eins-Infusion mit vier Einheiten Blutgruppe Null fertigmachen. Blutbank wegen weiterer Bluttransfusionen anrufen und Trauma-Code für Raum eins ausrufen! Bewegt eure Ärsche, Leute! Beeilung!«

Hektik brach aus, Menschen rannten in alle Richtungen und taten, was ihr Herr ihnen befohlen hatte. Ich schlich mich näher an den Raum, in dem die Action stattfand. Ich war wie hypnotisiert. Guter Gott, es sah aus, als fehle dem Mann die halbe Kehle. Da klaffte ein fleischiges Loch von der Größe einer Faust, und Bobbys Hand steckte darin.

»Ich klemme seine Halsschlagader mit meinen verdammten Fingern ab!«, brüllte Bobby. »Wo zum Teufel ist der Chirurg?«

Bobbys Arm war von Blut getränkt, sein Kittel mit roten Spritzern übersät. Der Rest des Teams rannte um den

Patienten herum, schnitt seine Kleidung auf, legte verschiedene Zugänge.

»Nein, du kannst nicht intubieren, du Idiot!«, bellte Bobby einen AiP, wie ein Arzt im Praktikum genannt wurde, an. »Siehst du nicht, dass meine Hand in seinem Hals steckt? Nimm den Beatmungsbeutel, du Trottel!«

Ich vermisste meine AiP-Zeit definitiv nicht. Die Ärzte in der Notaufnahme waren brutal gewesen.

Dr. McKnight vom OP-Team platzte herein und zog sich ihre Handschuhe an. Den Gesichtsschutz hatte sie bereits aufgesetzt, um sich vor allen über das Blut übertragbaren Krankheiten zu schützen. Jemand half ihr, einen Kittel anzuziehen. »Klammern«, befahl sie. »Sofort!« Wenn es jemanden gab, der noch ein wenig selbstbewusster war als ein Arzt aus der Notaufnahme, dann war es ein Chirurg. Oder in diesem Fall eine Chirurgin. »Behalte deine Hand dort, Bobby, und wage es nicht einmal zu atmen. Wenn du den Griff lockerst, verblutet er innerhalb von fünf Sekunden. Wie zum Teufel hat er es überhaupt geschafft, hier noch mit einem Puls anzukommen?«

Dann sah eine Schwester, dass ich zuguckte, und schloss die Tür. Schließlich gehörte ich nicht zum Team der Notaufnahme.

Ich riss mich aus meiner ehrfürchtigen Benommenheit und schloss den Mund. Der Hausmeister wischte bereits die Blutspur auf dem Boden auf, und die Hälfte der Angestellten – einschließlich Jabrielle, die mir einen bösen Blick zuwarf, weil ich mit meiner langweiligen Endoskopie dafür gesorgt hatte, dass sie die wirklich gute Show verpasst hatte – lungerte am Fenster in der Tür des Untersuchungszimmers herum, um zu sehen, ob der Mann es schaffen würde.

Die Patienten in den anderen Untersuchungszimmern schwiegen, wie es schien, aus Respekt – in ihrer Mitte hatte

sich immerhin gerade ein fernsehwürdiges Drama ereignet.

Ich ging zurück zur Erstaufnahme. »Hi noch mal, Ellen«, sagte ich. »Das ist aber ...«

»Sind Sie mit Ihrer Untersuchung fertig?«, unterbrach sie mich.

»Oh, ja. Äh ... er hatte einen Zahnstocher verschluckt. Ich habe eine Endoskopie durchgeführt und ...«

Sie sah mich böse an und nahm den Telefonhörer in die Hand. Richtig. Sie hatte zu tun, und ich war eine nervtötende Ärztin, die ihr das Leben erschwerte ... Diese Meinung vertraten viele Krankenschwestern, vor allem in der Notaufnahme. Was für mich umso mehr ein Grund war, alles zu tun, um ihnen zu zeigen, wie sehr ich ihre Arbeit schätzte. Aber Ellen war nicht der Typ, der auf menschliche Güte stand, also schlich ich zum Computer und gab meinen Bericht ein.

Ich war gerade fertig, als die Tür von Bobbys Untersuchungszimmer aufging und das Team herauskam. Sie eilten zum Fahrstuhl, der in den Operationsbereich führte. Ich hörte das Piepen, das einen gleichmäßigen Herzschlag anzeigte. Irgendwie hatten sie dem Mann das Leben gerettet – oder ihm zumindest eine Chance gegeben.

Dr. McKnight stieg mit dem Transportteam zusammen in den Fahrstuhl. Als die Türen sich schlossen, rief sie: »Gute Arbeit, Leute. Bobby, super Job.«

Die Türen gingen zu, und Applaus brach aus.

Die Schichtablöse für die Notaufnahme trudelte ein. Alle wussten, dass es eine spektakuläre Rettung gegeben hatte, und waren gleichzeitig ein wenig neidisch, dass es nicht in ihrer Schicht passiert war.

Bobby und sein Team schienen es auch nicht eilig zu haben, das Zepter zu übergeben. Sie klatschen einander ab, machten viel Gewese um ihre blutige Kleidung, ihre Rolle in dem Drama, Dr. McKnights zügige und geschickte

Anastomose, mit der sie die zerfetzten Blutgefäße überbrückt hatte.

Bobby sagte nicht viel – das musste er auch nicht, weil er ganz eindeutig ihr Gott war.

Endlich glitt sein Blick in meine Richtung. Ich lächelte und war stolz auf ihn, auch wenn eine kleine irritierende Stimme in mir sagte, dass es langsam Zeit wurde, dass er mich sah.

»Oh hey«, sagte er. Wir waren schon so lange zusammen, ich erkannte an seinem Ton, dass er vergessen hatte, dass ich heute Abend auch arbeitete. »Äh ... wir wollten eine Pizza bestellen und noch ein wenig hierbleiben, um zu sehen, wie der Patient sich so macht.«

»Klar. Logisch. Hey, Bobby, das war umwerfend. Ich habe ein wenig zusehen können.«

Er zuckte bescheiden mit den Schultern. »Hast du auf mich gewartet?«, fragte er.

Meine leichte Genervtheit flammte wieder auf. »Nein, ich hatte einen Patienten. Ein Zwölfjähriger, der einen Zahnstocher verschluckt hatte. Ich habe seinen Magen gespiegelt, und er sah nicht perforiert aus. Ich denke, wir haben den Eindringling erwischt, bevor er eine Sepsis auslösen konnte.«

»Cool. Also, willst du dich zu uns gesellen?«

Ich unterdrückte ein Seufzen. Nein, wollte ich nicht. Ich wollte nach Hause gehen, mit Bobby und Boomer spazieren gehen und dann Pad Thai essen. Wenn wir hierblieben, müsste ich Gus, unseren Hundesitter, anrufen. Ich wollte Bobby alles über meine Untersuchung erzählen, über mein Bauchgefühl darüber, was den Schmerz verursacht hatte, ein Bauchgefühl, das gute Ärzte von durchschnittlichen unterschied.

Aber er war derjenige, der seine Hand in die Kehle eines anderen Mannes gesteckt hatte.

»Klar«, sagte ich.

»Cool. Ich mach mich nur eben frisch.« Er ging und hielt kurz inne, damit der Hausmeister ihm die Hand schütteln konnte.

Fünf Minuten später betrat ich den Aufenthaltsraum, wo der Rest des Teams bereits in von Adrenalin getränktes Geplapper vertieft war. Es gab noch mehr Glückwünsche. Noch mehr High fives. Noch mehr Witze.

»Wer holt die Pizza?«, fragte Jabrielle.

Alle sahen mich an, die Außenseiterin. Die langweilige Gastroenterologin (die heute Abend auch ein Leben gerettet hatte, auch wenn diese Geschichte nie gesendet werden würde).

»Das kann ich machen«, sagte ich. »Was hättet ihr gerne?«

Trotz eines Magna-cum-Laude-Abschlusses von der Tufts University, einem Dokortitel von der gleichen Universität und einem Job, in dem ich ein Drittel mehr verdiente als mein Freund, fühlte ich mich in die Tage zurückversetzt, als ich im Scupper Island Clam Shack, einer Imbissbude am Strand, die Kunden bedient hatte.

»Danke, Nora«, sagte Bobby. Ein paar andere Leute hielten kurz in ihrem Selbstlob inne, um sich ihm anzuschließen.

»Gern geschehen.« Ich marschierte durch die Notaufnahme und versuchte, nicht zu seufzen.

Im Korridor stand eine Trage. Eine junge Frau mit einer Halskrause lag darauf und hielt Händchen mit einem Mann, der ungefähr in ihrem Alter war und auch eine Halskrause trug. Collegestudenten nach einem Autounfall, nahm ich an. Er beugte sich vor, sodass seine Stirn ihre berührte, und sie schob eine Hand in seine Haare. Sie sprachen nicht. Und das mussten sie auch nicht, so greifbar war ihre Liebe.

Bobby und ich waren einst auch so gewesen. Nach dem großen bösen Vorfall.

Aber das war schon sehr, sehr lange her.

Ich fühlte mich ... grau.

Draußen lauerte eine typische Bostoner Aprilnacht – trommelnder Regen, ein kalter Wind aus der Bucht, der Geruch nach Meer und Müll, da die Müllabfuhr gerade streikte. Es war halb neun, was in diesem Teil der Stadt Ruhe bedeutete, denn wir waren hier nicht in SoHo.

Ich trat vom Bürgersteig auf die Straße und sah nach links.

Aus dieser Richtung kam ein Lieferwagen mit einem riesigen grünen Plastikkäfer auf dem Dach und den Worten *Beantown Bug Killers* auf der Heckscheibe. Ich sah noch, dass der Fahrer einen dieser grauenhaften Holzfällerbärte mit Krümeln darin trug und eine Red-Sox-Kappe aufhatte. Auf dem Armaturenbrett lagen Servietten von Dunkin' Donuts. Und dann erfasste der Lieferwagen mich.

Anfangs spürte ich nichts, doch ich wusste, es würde wehtun. Wow, wie viele Gedanken einem in einer Sekunde durch den Kopf gehen konnten. Hatte das mal jemand gemessen? Bremsen kreischten, als ich wie eine Puppe durch die Luft flog und mir entfernt bewusst war, dass das hier böse enden würde. Ich hatte nicht einen Schritt zur Seite machen können; dazu war keine Zeit gewesen. Dann raste der Boden auf mich zu, und mein Kopf prallte hart auf den Asphalt. Eine Wagentür schlug zu, dann hörte ich einen Mann mit dickem Südstaatenakzent sagen: »Sie machen wohl Witze, Lady. Ich hab Sie nicht mal *geseh'n*. Oh mein Gott! Geht es Ihnen gut? Fuck!«

Seine Stimme verebbte.

Ich roch Müll, süßlich-sauer – ich lag direkt neben einer umgekippten Mülltonne. Wäre das Letzte, was ich sehen würde, Müll? Ich wollte Boomer.

Ich wollte meine Mom.

Die Mülltonne verblasste. Ich konnte nichts mehr sehen.

Ich sterbe, dachte ich. *Dieses Mal sterbe ich wirklich.*
Und dann war ich weg.

2. Kapitel

Wie wird mein Hund damit zurechtkommen?

Wie es schien, war meine Seele noch nicht bereit zu gehen und klammerte sich an den Sorgen der materiellen Welt fest.

Armer Boomer, Hund aller Hunde, mein kleiner, süßer Fünzig-Kilo-Welp, der mich beschützte und ins Badezimmer kam, wenn ich duschte, um Wache zu halten, nur für den Fall, dass jemand einbrach. Boomer, der mich mit seinem riesigen Herzen liebte, der seinen Kopf auf mein Bein legte, der um nichts anderes bat, als dass ich ihm die Ohren kraulte. Der vor Tauben Angst hatte und Enten anbetete ... Niemand würde ihn je so lieben, wie ich ihn liebte. Er würde für den Rest seines Lebens traurig und verwirrt sein.

Ich *wusste*, ich hätte nicht auf den dummen Bobby warten sollen! Und warum zum Teufel musste *ich* die Pizza holen? Warum war ich nicht für mich eingestanden und hatte der wunderschönen, arroganten Jabrielle gesagt, sie solle verdammt noch mal selber gehen? Sie war eine AiP! Ich war eine echte Ärztin.

Aber das hatte ich nicht getan, und nun war ich tot.

Ich hoffe, wir können das mit dem offenen Sarg immer noch machen.

Ich hatte mir meine Beerdigung oft vorgestellt – wie ich auf rosafarbenem Satin lag und unglaublich umwerfend aussah, wie im Hintergrund leise die traurigen Lieder von U2 und Ed Sheeran spielten, während meine Freunde über den kostbaren Erinnerungen an mich weinten und lachten. Ein geschlossener Sarg gehörte nicht zu diesem Bild, Beantown

Bug Killers hin oder her. Ich fragte mich, ob mein Gesicht eingedrückt war. *Igitt.*

Ich habe zu meiner eigenen Beerdigung nichts anzuziehen.

Sicher, ich war, zumindest in den letzten fünfzehn Jahren oder so, eine Kleiderhure gewesen. Aber für mein Begräbnis wollte ich etwas Besonderes. Das dunkelblaue Kleid mit den weißen Punkten von Brooks Brothers, auf das ich ein Auge geworfen hatte, oder das Kleid von Kate Spade mit den pinkfarbenen Blumen. Aber vielleicht wäre das auch etwas zu festlich.

Ich werde Daniel Radcliffe nicht mehr kennenlernen.

Das war sowieso weit hergeholt, das wusste ich. Aber ich hatte mir immer vorgestellt, nach einer Show am Broadway am Seitenausgang auf ihn zu warten. Unsere Blicke würden sich treffen, er würde sein unnachahmliches Lächeln aufblitzen lassen, wir würden auf einen Drink ausgehen, unsere Lieblingserinnerungen an Harry Potter miteinander teilen, und ich würde herausfinden, dass er die Zerstörung von Hogwarts auch hasste und mit mir einer Meinung war, dass Ron die gute Hermine überhaupt nicht verdient hatte. Doch jetzt, wo ich tot war, würde das *definitiv* nicht mehr passieren.

Na gut, niemand benahm sich, als wäre ich tot, aber ich war mir dessen trotzdem ziemlich sicher. Vielleicht war es ihnen bisher nur noch nicht aufgefallen. Ich schätze, diese Notaufnahme war doch nicht das Nonplusultra der modernen Medizin, oder? Ich dachte, ich hörte die Worte *ausgerenkte Patella* und *Orthopäden rufen* und *Trauma-Alarm*. Ich war mir ziemlich sicher, einen Lichttunnel gesehen zu haben, aber mein Geist schaltete zwischendurch immer wieder ab.

Was piepte denn da so? Das schmerzte in meinem Kopf.

Ich hatte darüber schon gelesen. Außerkörperliche Erfahrungen. Die Seele blieb noch eine Weile, bevor sie ins Jenseits weiterreiste. Kannte ich irgendjemanden, der mich im Himmel begrüßen würde? Vielleicht mein Dad – wenn er denn tot war. Meine gemeine Großmutter, die mir immer gesagt hatte, ich wäre fett? Ich hoffte, *sie* würde nicht da sein. Wer noch? Vielleicht diese süße Patientin, die während meiner Praktikumszeit an Bauchspeicheldrüsenkrebs gestorben war. Gott, was hatte ich sie geliebt. Mein erster Todesfall.

»Sie ist also deine Freundin?«, fragte jemand. Ich kannte die Stimme. Jabrielle. Dieser spöttische Ton war unverkennbar.

»Ja.« Bobby.

Würde er gleich anfangen zu schluchzen? Einen Moment mal, war *Bobby* zu meinem Unfall gerufen worden? Oder war er hysterisch gewesen, hatte meinen Namen gerufen, war von zwei bulligen Wachmännern weggezerrt worden? Wie auch immer, der arme, arme Mann. Verdammt, ich wünschte, ich könnte mich erinnern! Ich schätzte, ich war ein wenig zu spät zu meinem eigenen Tod gekommen. Was irgendwie in vielen Filmen passierte.

Das dauerhafte Piepen war nervtötend.

»Wie lange seid ihr schon zusammen?«, fragte Jabrielle.

»Ah, noch nicht ganz ein Jahr. Es ist schon lustig. Ich wollte dieses Wochenende mit ihr Schluss machen.« Eine Pause. »Na ja, sie befindet sich sowieso nicht in bester Verfassung.« Leises Gelächter.

Ich hätte beinahe gelächelt.

Warte mal. Was?

Hat Bobby gerade mit mir Schluss gemacht?

Ich war noch nicht mal ganz kalt! Hatte er ... Wollte er ...

»Also, was wirst du jetzt machen?« Wieder Jabrielle.

»Es wäre ziemlich mies, sie jetzt abzuservieren, schätze ich.«

Ein weibliches Schnurren. »Nun, sobald du ein freier Mann bist, ruf mich an.«

»Ich wünschte, ich müsste nicht so lange warten.«

Macht ihr Witze?

Nein. Nein, nein. Ich war *tot*. So etwas machte mir nichts mehr aus. Bald würde ich zu den Sternen hinaufschweben oder so.

Aber nur zur Sicherheit beschloss ich zu versuchen, meine Augen zu öffnen.

Oh Mist. Ich war *nicht* tot. Ich war in der Notaufnahme. Das Piepen war der Herzmonitor, schön regelmäßig bei 78 Schlägen pro Minute. Sauerstoffsättigung bei 98 Prozent. Blutdruck 130 zu 89, ein wenig hoch, aber angesichts der Schmerzen war das zu erwarten.

Und Bobby spielte mit einer Strähne von Jabrielles Haaren.

»Macht es euch was aus?«, fragte ich mit krächzender Stimme.

Sie sprangen auseinander.

»Hey! Du bist wach! Ganz ruhig, Honey, alles wird wieder gut.« Bobby nahm meine Hand – aua, meine Schulter! – und lächelte mir zuversichtlich zu. Er *hatte* aber auch schöne blaue Augen. »Du bist von einem Auto angefahren worden.«

»Beantown Bug Killers«, fügte Jabrielle hinzu.

»Bin ich gestorben?«

Bobby grinste. »Du hast eine Gehirnerschütterung – keine Angst, die Bilder aus dem CT sagen, dass alles gut ist. Außerdem hast du geprellte Nieren, ein gebrochenes Schlüsselbein und eine verschobene Kniescheibe, die wir wieder gerichtet haben – dafür mussten wir dich betäuben. Das Bein ist geschient, und wir warten auf den Orthopäden, der sich das mal ansehen soll. Kannst du deine Zehen spüren?«

Mir tat alles weh. Mein Rücken, mein Kopf, meine Schulter, mein Knie. Ich war ein einziger pochender Schmerz. Aber was auch immer sie mir gegeben hatten, sorgte dafür, dass es mir irgendwie egal war.

Ich schätze, mein Lichtertunnel war der Computertomograf gewesen.

»Ich will einen anderen Arzt«, sagte ich.

»Honey, sei nicht so.«

»Entschuldige bitte, aber du hast über meine Leiche hinweg geflirtet.« Ich entzog ihm meine Hand. Autsch.

Er verdrehte die Augen. »Du warst nicht tot, Nora.«

Wut überdeckte für eine Sekunde die Schmerzen. »Nun, ich *dachte*, ich wäre tot. Raus mit euch. Mit euch beiden. Und seid nicht überrascht, wenn ich eine Beschwerde wegen unprofessionellen Verhaltens einreiche. Und ruf Gus an, damit er mit Boomer Gassi geht.«

Die Nachwirkung des Betäubungsmittels oder die Gehirnerschütterung zog mich zurück in die Dunkelheit, und bevor die Tür ins Schloss fiel, war ich schon wieder eingeschlafen.

Als ich aufwachte, lag ich in einem normalen Krankenzimmer. Bobby schlief auf dem Sessel neben meinem Bett. Ein paar schlappe weiße Nelken, deren Blüten am Rand schon ganz braun waren, standen auf dem Tischchen neben mir. Wenn das mal keine Metapher für unsere Beziehung war. Ich spürte, dass es schmerzhaft wäre, mich zu bewegen, also atmete ich vorsichtig ein und nahm Bestand auf.

Mein linker Arm lag in einer Schlinge. An meinem rechten Bein befand sich eine Art Schiene. Mein Rücken schmerzte, mein Bauch tat weh, und mein Kopf pochte. Bei jedem Herzschlag sah ich kleine Lichtblitze am Rande meines Sichtfelds.

Aber ich lebte noch. Offensichtlich war das Gefühl einer außerkörperlichen Erfahrung von der Gehirnerschütterung und den Medikamenten verursacht worden.

Bobby regte sich. Er hatte noch nie gut schlafen können. Nun schlug er die Augen auf. »Hey. Wie geht es dir?«

»Ganz okay.«

»Erinnerst du dich daran, was passiert ist?«

»Ich bin von einem Lieferwagen angefahren worden.«

»Richtig. Du wolltest die Straße überqueren, und da hat er dich erwischt. Abgesehen von der Verschiebung der Kniescheibe hast du dir das Schlüsselbein sowie die sechste und siebte Rippe auf der linken Seite gebrochen. Die Gehirnerschütterung ist auch nicht von schlechten Eltern. Das Trauma-Team hat dich für ein oder zwei Nächte zur Beobachtung eingewiesen.«

»Hast du Gus angerufen?«

»Was? Oh, ja.« Einen Moment lang schwieg er, dann beugte er sich vor. »Das mit Jabrielle tut mir leid.«

Überraschenderweise zog sich meine Kehle bei diesen Worten zusammen, und mir stiegen Tränen in die Augen, die langsam über meine Schläfen rannen und in meinen Haaren versickerten. »Zumindest hast du es mir leicht gemacht«, flüsterte ich.

»Was habe ich dir leicht gemacht?«

»Unsere Beziehung zu beenden. Ich kann wohl schlecht darüber hinwegsehen, dass du eine andere Frau angemacht hast, während ich verletzt vor dir in der Notaufnahme lag, oder?«

Er wirkte beschämt. »Es tut mir aufrichtig leid. Das war wirklich nicht galant.«

»Nein.«

»Roseline war hier. Ich hatte sie angerufen. Im Moment ist sie oben auf der Entbindungsstation, aber sie kommt später noch mal vorbei.«

»Toll.«

Einen Moment lang schwiegen wir.

Einst dachte ich, ich würde Bobby Byrne heiraten. Ich dachte, er hätte Glück, mich zu kriegen. Aber irgendwo in unserem gemeinsamen Jahr – nach dem großen bösen Vorfall – hatte ich mich verloren. Was einst ein heller, glänzender Penny gewesen war, war schmutzig und dumpf und nutzlos geworden, und es war höchste Zeit für mich, das zuzugeben.

Bobby liebte mich schon lange nicht mehr.

In den nächsten Wochen würde ich Hilfe benötigen. Mit Gehirnerschütterungen war nicht zu spaßen, und ein verletzter Arm und ein geschientes Bein würden meine Mobilität erheblich einschränken. Ich brauchte Hilfe, und ich würde nicht bei Bobby bleiben.

Das Problem war, wir wohnten zusammen. Roseline war frisch verheiratet, ansonsten hätte ich mich bei ihr einquartiert. Andere Freunde ... hatte ich nicht.

»Ich will nach Hause«, sagte ich.

»Klar. Morgen wirst du entlassen. Ich kann mir ein paar Tage freinehmen.«

»Ich meinte *nach Hause*. Auf die Insel.«

Bobby blinzelte verwirrt. »Oh.«

Seltsamerweise sehnte ich mich nach meiner Mutter. Ich wollte die Pinien und die felsige Küste. Ich wollte in dem Zimmer schlafen, in dem ich seit fünfzehn Jahren nicht mehr geschlafen hatte.

Ich wollte meine Schwester sehen.

Ja, ich würde nach Hause fahren, so wie man es tat, wenn man dem Tod ins Auge geblickt hatte. Ich würde mich von der Praxis freistellen lassen und nach Scupper Island zurückkehren, mich mit meiner Mutter versöhnen, Zeit mit meiner Nichte verbringen, darauf warten, dass meine Schwester zurückkam und ... nun ja, mein Leben

überdenken. Ich mochte nicht gestorben sein, aber ich war nah genug dran gewesen. Ich hatte eine zweite Chance bekommen. Ich konnte es besser machen.

»Und ich nehme Boomer mit«, fügte ich hinzu.

Eine Woche später tat mir noch immer alles weh. Mein Knie war mit einer Manschette geschützt, und mein einer Arm lag noch in der Schlinge, sodass ich mich nur auf eine Krücke stützen konnte. Zum letzten Mal sah ich mich in unserer Wohnung um – die eigentlich Bobbys Wohnung war. Roseline hatte am Vorabend vorbeigeschaut, und wir waren ein wenig rührselig geworden, aber sie meinte, sie würde mich auf Scupper besuchen kommen. Bobby hatte sich dankenswerterweise rar gemacht und die ganze Woche auf der Couch geschlafen.

Ich hätte nie bei ihm einziehen sollen. Vor dem großen bösen Vorfall, der uns erschüttert hatte, waren wir erst wenige Monate zusammen gewesen. Es war viel zu früh gewesen. Aber damals hatte eine Rückkehr in meine Wohnung vollkommen außer Frage gestanden. Bobby hatte vorgeschlagen zusammenzuziehen, und ich hatte Ja gesagt. Außerdem waren wir verliebt gewesen.

Und nicht zu vergessen, Bobby gab es einen Kick, wenn er Menschen retten konnte.

In der Woche nach meinem Zusammentreffen mit den Beantown Bug Killers (die mir jeden Tag Blumen geschickt hatten) hatte ich viel nachgedacht. Ich wollte aufhören, Angst zu haben, aufhören, mich mit der halben Liebe zufriedenzugeben, die Bobby mir schenkte, aufhören, mich so grau zu fühlen. Es war höchste Zeit.

Mit Boomer an der Leine stand Bobby neben der Tür. In seinen meerblauen Augen schimmerten Tränen. »Das ist schwerer, als ich gedacht habe«, gab er zu.

»Wir werden uns ja trotzdem weiterhin sehen. Immerhin haben wir das gemeinsame Sorgerecht für Boomer.«

Ja, wir teilten uns den Hund. Schließlich hatten wir ihn uns auch zusammen angeschafft.

»Willst du einen Ausflug machen, Boomer?«, warf ich die Worte in den Raum, die jeder Hund am liebsten hörte. »Willst du mit mir Auto fahren?«

Bobby fuhr uns zum Anleger, wo die Fähren nach Nantucket, Martha's Vineyard, Provincetown, Portland oder, wie in meinem Fall, nach Scupper Island ablegten. Meine Heimat, eine kleine Insel drei Meilen vor der rauen und zerklüfteten Küste Maines gelegen. Die Scupper-Island-Fähre fuhr beinahe jeden Tag nach Boston; sie diente auch als Postschiff und konnte genau drei Autos mitnehmen.

Bobby lud meine Koffer aus und kaufte mir eine Fahrkarte. Seit unserer Trennung war er wieder sehr beflissen und hatte sich in den letzten Tagen wie ein wahrer Prinz verhalten – er hatte mir meine Schmerzmittel gebracht, mir vorgelesen, bis ich eingeschlafen war, ja, er hatte sogar für mich gekocht.

Mir war das egal. Er hatte in meinem Krankenzimmer die Haare einer anderen Frau befummelt, und das würde ich nie vergessen.

Die Fähre legte an, das gleiche kleine, verbeulte Ding wie immer. Jake Ferriman, der Kapitän mit dem äußerst passenden Namen, gehörte zum festen Inventar. Er begrüßte mich jedoch nicht, sondern machte nur das Boot fest und sprang mit einem kleinen Beutel Post in der Hand von Bord.

Ich hoffte, meine Mom würde mich von der Fähre abholen. Nach meiner Entlassung aus dem Krankenhaus hatte ich sie angerufen und ihr gesagt, dass ich nach Hause kommen würde. Ich hatte ihr von meinen Verletzungen erzählt und ihr versichert, dass es mir gut ging. Ich glaube, ich hatte die

Worte *Ich erwarte eine vollständige Genesung* gebraucht, weil ich immer auf der Suche nach der Aufmerksamkeit meiner Mutter war. Ihre einzige Reaktion war ein Seufzen gewesen, gefolgt von: »Ich werde dich am Anleger abholen.« Ich hatte alles hinuntergeschluckt, was ich sagen wollte. Das konnte warten. Immerhin fing ich ganz neu an.

Jake kehrte zurück, dieses Mal mit einem Sack Post für die Inselbewohner in der Hand. Er sah auf sein Klemmbrett. »Sie reisen allein?«, fragte er und beäugte Boomer.

»Mit dem Hund.«

Er runzelte die Stirn, sah mich noch mal an und hakte dann etwas auf seiner Liste ab.

»Ich schätze, das war es dann«, sagte Bobby. »Ruf mich an, wenn du dich eingelebt hast, okay?«

Ganz vorsichtig umarmte er mich, dann knöpfte er meinen Mantel über meiner Schlinge zu. Wieder hatte ich einen Kloß im Hals. »Pass auf dich auf«, flüsterte ich.

Wir waren lange Zeit Freunde gewesen und beinahe ein Jahr lang ein Paar. All das war jetzt vorbei.

Bobbys Augen schimmerten feucht.

Jake hievte meine Koffer an Bord, dann nahm er Boomers Leine. Mein Hund sprang fröhlich auf das Boot und hielt die Nase in den Wind. Ich folgte etwas vorsichtiger.

In der Kajüte setzte ich mich und legte meine Krücke neben mir ab. Dann sah ich Bobby durch das Fenster und winkte. Das Lächeln wollte mir nicht ganz gelingen.

»Waren Sie schon mal auf Scupper?«, fragte Jake.

Ich blinzelte überrascht, weil er nicht wusste, wer ich war. Andererseits war ich jetzt erwachsen und nicht mehr das übergewichtige Kind mit der schlechten Haut und der noch schlechteren Haltung. »Ich bin dort aufgewachsen. Ich bin Nora Stuart, Mr. Ferriman.«

»Sharons Mädchen?«

»Ja.«